

Je nach Quellenlage und Forschungsstand unterscheiden sich die Biografien der oder des – meist mit einem Foto dargestellten – Betreffenden in ihrer Länge. Viele dieser Lebenswege sind in der Literatur bereits ausführlich bearbeitet, andere dagegen erstmals für das vorliegende Werk näher erkundet worden, wobei manche dieser Märtyrerviten durchaus eine weitere, intensivere Erforschung verdienen.

Hinzuweisen ist besonders darauf, dass bei diesem vorrangig römisch-katholische Märtyrer ausführlich behandelnden Werk auch evangelische Zeugen ausdrücklich Erwähnung finden, wenngleich nicht mit vollständigem Lebenslauf, aber immerhin in einigen ihr Umfeld darstellenden Passagen wie – um ein Beispiel aus Schleswig-Holstein zu nennen – der Lübecker Pastor Karl Friedrich Stellbrink, der zusammen mit seinen katholischen Mitbrüdern Hermann Lange, Johannes Prassek und Eduard Müller zu den Märtyrern des Lübecker Christenprozesses gehörte (S. 249–257).

Hans-Joachim Ramm

Lisa Strübel, *Continuity and Change in City Protestantism: The Lutheran Church in Hamburg 1945–1965*. Hamburg, Verlag Verein für Hamburgische Geschichte 2005 (Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs 23), XXIII, 350 S. ISBN 3-935413-07-6

Die Untersuchung, verfasst von einer Engländerin in englischer Sprache, konnte sich nur auf einige thematisch begrenzte Arbeiten zu diesem Thema und grundsätzliche Überblicke, die die Gesamtentwicklung der protestantischen Kirchen in den westlichen Ländern der Bundesrepublik betreffen, beziehen. Strübel hat in vielen, nicht nur kirchlichen, Archiven geforscht. Nur für die Württembergische, die Braunschweigsche und die Hessen-Nassausche Kirche liegen bisher entsprechende Untersuchungen vor. Die in diesen Jahren auf Hamburger Staatsgebiet liegenden Teile der Schleswig-Holsteinischen und Hannoverschen Landeskirchen sind nur marginal in den Blick genommen.

Auch wenn es Strübels ausdrückliche Absicht ist „to examine the balance of continuity and change in city Protestantism from 1945 to 1965“ (S. 1), macht die Arbeit schon eingangs deutlich, dass Kontinuität bis in die 60er Jahre hinein eigentlich Restauration bedeutet und Wandel die erst darauf folgenden gesellschaftlich erzwungenen Veränderungen meint. Das Buch zeichnet eine klare Gliederung aus und bringt zwischen den einzelnen Abschnitten für eilige Leser und Leserinnen Ergebniszusammenfassungen.

In fünf Themenbereichen durchschreitet die Verfasserin mit Rückblicken auf die Zeit davor und Ausblicken auf die Zeit danach die angegebenen beiden Dekaden. Deren Inhalte – teilweise Kapitel überschreitend – umfassen: 1. Die in Verantwortung der Evangelisch-Lutherischen Kirche Hamburgs für ihre Geistlichen halbherzig und zögernd durchgeführte Entnazifizierung und die Weiter- und Wiederverwendung ehemaliger Mitglieder der Deutschen Christen oder auch der NSDAP im Pfarramt und in den kirchlichen Werken. 2. Die Entwicklung der Volkskirche, die langwierige Erarbeitung einer neuen Verfassung sowie Informationen über Wahlen, Pastoren, Vikarinnen, Gemeindegewerkschaften, Gemeindegewerkschaften und Diakone. Dazu gibt es 19 Tabellen zur Zusammensetzung der kirchlichen Gremien. 3. Das Verhältnis der Kirche der Hansestadt zur CDU und zur SPD. 4. Kirche und Schule. 5. Die ungewollte Ökumene in Hamburg. Der Inhalt des ersten und des letzten Kapitels ist skandalträchtig. Die Verfasserin hält sich in ihrem Urteil nicht zurück.

Die Ev.-Luth. Kirche im Hamburgischen Staate genoss unmittelbar nach dem Krieg das Vertrauen der Bevölkerung und auch der Besatzungsmacht. Christliche Werte galten wieder etwas, Gottesdienste wurden gut besucht. Der Kirchenkampf hatte die Strukturen der lutherischen Landeskirche nicht aufgelöst. Sie übernahm mit ihren Hilfswerken für die hungernde und frierende Bevölkerung notwendige öffentliche Aufgaben. Der 1933 gewählte und 1934 abgesetzte Bischof Simon Schöffel wurde 1946 wieder gewählt und garantierte für die folgenden Jahre das Programm. Strübel stellt dessen überragende und damit zugleich fragwürdige Rolle sehr kritisch vor: Es ging um Rechristianisierung und Stabilisierung der alten Volkskirche (S. 41). Nicht die Kirche der Zwanziger Jahre mit ihren vielen Veränderungen, sondern die Kirche vor 1918 war für Schöffel auch nach 1945 das Modell. Er wehrte sich gegen alle neuen Einrichtungen, die nach seinem Verständnis nicht in eine traditionelle Volkskirche in einem christlichen Staat gehörten. Die Person Schöffels als leitender Geistlicher und dann als gewählter Bischof während seiner Amtsjahre bis 1955 stand überall im Vordergrund oder wirkte bestimmend im Hintergrund. Die Meinung des Bischofs war dominant. Von einer „Stunde Null“ und einem Neubeginn konnte kaum die Rede sein (S. 2); denn dieselben Kirchenleute, die in Hamburg vor 1933 und vor 1945 die evangelische Kirche geleitet hatten, entschieden über ihren Weg. Schöffel, Knolle, Witte, Junge und Drechsler hatten 1933 schon einmal mit großem Einsatz und Überzeugung eine neue Kirche in einem neuen Staat aufbauen wollen und waren gescheitert; auch 1945 gab es keinen offenen Blick nach vorn.

Geradezu eine Schande war der Umgang mit der Entnazifizierung. Strübel stellt ihn ausführlich vor. Der ev. Kirche wurde in ihrem Bereich diese Auf-

gabe von der Besatzungsmacht übertragen. Die Durchführung dieses Auftrages wurde jedoch sehr nachlässig wahrgenommen und schleppte sich hin bis zu einem „Gesetz zum Abschluß der Selbstreinigung der Kirche“ vom März 1950. Da waren mit einer Ausnahme alle Pastoren wieder im Amt, auch erklärte Antisemiten, ehemalige radikale Rassisten, Deutsche Christen und am Euthanasieprogramm Beteiligte. Viele von ihnen waren in ihren Gemeindepfarrämtern geblieben. Wenige waren „on health grounds“ vorzeitig in den Ruhestand gegangen (S. 35). Manche leitende Pastoren, auch Bischof Franz Tügel, waren vollkommen uneinsichtig hinsichtlich ihres Verhaltens in der Nazizeit und begriffen nicht, dass sie nicht mehr tragbar waren. Öffentliche Eingeständnisse eigener Schuld sind nicht bekannt. Die Kirche war außerdem großzügig beim Ausstellen von „Persilscheinen“ (S. 47). Wie konnte es auch anders sein, wenn Schöffel in einer Erklärung zu den bekannten Fragebögen der Alliierten der Meinung war, der Kirchenkampf in Hamburg sei zum größten Teil seine persönliche Geschichte gewesen (S. 59). Strübel äußert sich zu diesem Thema noch ausführlicher (S. 24, Anm. 10). Sie sieht Schöffels Einschätzung seiner Rolle im Rückblick auf die Jahre 1933–1934 und die seiner Wahl zum Bischof (1933) folgenden Ermächtigungen und Bemächtigungen sehr kritisch, wenn er beispielsweise behauptet, diese hätten dem lutherischen Führungsgedanken entsprochen und nichts mit dem „Führerprinzip“ des Dritten Reiches zu tun gehabt (S. 59). Schöffel hat sich und seine Bedeutung im Kirchenkampf maßlos überschätzt (S. 60).

Strübel zeigt das fehlende Interesse kirchlicher Gremien und Personen, ihre Einstellung und Versäumnisse in der Nazizeit den deutschen Juden und den Christen jüdischer Herkunft gegenüber zu bedenken. Der Hang zur Entschuldigung war überdeutlich. Der verdeckte Antisemitismus und die Einstellung zur Judenmission waren unverändert (S. 64–69). In den Nachkriegsjahren machte die ev. Kirche auch keine Anstalten, ihre Beteiligung am Euthanasieprogramm offen einzugestehen und darzustellen (S. 70–73).

Die Gründung der Evangelischen Akademie in Hamburg, eine wirkliche Neuerung nach dem Krieg, und die ersten Jahre ihrer Arbeit werden ausführlich behandelt. Es gab eine außerordentliche Neigung, Akademikern der Universität, die sich im Dritten Reich deutlich zum Nationalsozialismus bekannt hatten, Gelegenheit zur Mitarbeit zu geben, obwohl der Leiter der Evangelischen Akademie, Pastor Dr. Hermann Junge, Gründer des Pfarrernotbundes in Hamburg war. Noch deutlicher sieht Strübel diese Tendenz unter seinem Nachfolger Gerhard Günther (S. 79–86). Ihr Urteil über den Kirchenkampf in Hamburg bei dieser Gelegenheit lautet: „The Church conflict was, indeed, an inner church affair and did not signal resistance to the state“ (S. 76).

Nur kurz wird von Strübel die „Stunde der Diakonie“ (S. 90) und die Zeit der sich ständig ausweitenden diakonischen Arbeit abgehandelt, die Mitte der 60er Jahre nach dem Urteil vieler Kirchenleute in eine Krise geriet (S. 90–100). Die von der Gesamtkirche organisierte Diakonie weitete sich aus und ihr Verhältnis zur diakonischen Arbeit in den Gemeinden wurde unklar. Sehr ausführlich fällt Strübels Darstellung über die Arbeit an der Verfassung aus. Die Hamburger Kirche brauchte 14 Jahre, bis 1959 endlich eine neue Verfassung in Kraft trat. Die von 1923 bis 1933 gültige hatte keinen Bischof vorgesehen und war nach Schöffels Urteil vom Jahre 1945 „parlamentarisch und liberalistisch überwuchert“ (S. 108) gewesen. Der Liberalismus würde „alles Recht den Gemeinden zuschreiben und die Kirchenführung so weit wie möglich ausschalten, (und) die Laien an die Front schicken, damit keine starke Bischofshand hineingreift, wo hineinzugreifen wäre“ (ebd.). Zahlreiche Statistiken über das Alter der Pastoren, über Alter, Geschlecht und Beruf der Kirchenvorsteher und Kirchenvorsteherinnen sowie der Mitglieder der Synode und die entsprechenden Prozentangaben sind diesem Abschnitt beigegeben.

Hinsichtlich des langen Weges der Frauen in das uneingeschränkte Pfarramt bis 1978 und notwendiger Veränderungen in anderen kirchlichen Ämtern referiert Strübel über die sehr zurückhaltende Einstellung der Kirche (S. 151–161).

Das Verhältnis der Kirche zu den großen Parteien wird ebenfalls umfassend erläutert (S. 162–214). CDU und die Kirche waren anfangs voller gegenseitiger Erwartungen. Die CDU wünschte sich kirchliche Unterstützung bis hin zu öffentlicher Bevorzugung. Die Kirche, einer christlichen Partei nicht abgeneigt, erhoffte von deren Mitgliedern ein öffentliches kirchliches Bekenntnis und Mitarbeit. Außerdem gab es nur eine kurze Phase der CDU-Regierung in Hamburg. Das Verhältnis von SPD und Kirche war aus alten Tagen der Antikirchlichkeit auf der einen und Verständnislosigkeit auf der anderen Seite schier unüberwindlich belastet. Eine Entspannung des Verhältnisses von Kirche und SPD zeigte sich erst mit Politikern wie Herbert Wehner und Hellmut Schmidt nach dem „Godesberger Programm“ (1960) in verschiedenen Arbeitskreisen und auch in der Mitgliedschaft einiger Pastoren in der SPD.

Zwei Gebiete, auf denen sich Kirche und Politik begegnen mussten, waren besondere Konfliktbereiche. Für den kirchlichen Wiederaufbau wurde 1955 eine „Gemischte Kommission für kirchliche Angelegenheiten, überwiegend auf dem Gebiet des Kirchenbaus“ eingerichtet (S. 181). Dem Verhältnis von Kirche und Schule ist ein eigenes Kapitel gewidmet, das auch über die schwierige Gründung der theologischen Fakultät berichtet (S. 215–239). Das Thema „Religionsunterricht“ war jahrelang aktuell, zumal es einen Staats-

vertrag zwischen Kirche und Staat nicht gab. Erst 1960 wurde die „Gemischte Kommission Schule Kirche“ eingesetzt, die auch weiterhin laufend Probleme zwischen Kirche und Staat verhandelte (S. 231). Die Auseinandersetzungen in Hamburg ähnelten zeitweise einem „kleinen Kulturkampf“ (S. 238).

Der Bericht Strübels über die lutherische Kirche und die Ökumene in Hamburg zeigt, wie unverständlich distanziert in einer offenen Weltstadt mit Handel und Hafen das Verhältnis der lutherischen Kirche zu den vielen anderen christlichen Kirchen und Gemeinschaften, auch eigener Nationalität, war. Schöffel war gegen ökumenische Gremien in Hamburg, weil sie der evangelischen Volkskirche schaden würden. Das historische System der Landeskirchen war für Schöffel „ein hohes heiliges Gut“ (S. 248). So hatte er kaum Kontakte zur katholischen Kirche; er war ihr gegenüber misstrauisch (S. 271). Zu den Freikirchen in Hamburg waren die Beziehungen freundlich und friedlich (S. 266). Dennoch sagte Schöffel noch 1952: „Mit der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen möchten wir nichts zu tun haben“ (S. 252). Dem Kirchentag 1949 in Essen hat er vorgeworfen, „weiter nichts als die Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen im Sinne Niemöllers“ zu sein. „Was soll ein Kirchentag mit Methodisten, Baptisten und Gemeinschaften noch zu bedeuten haben? Mir graut allmählich vor diesem Gemängsel und ich fühle mich nur wohl in der lutherischen Kirche, sei es in der Heimat oder in der Welt“ (S. 282f). Sein späterer Nachfolger Volkmar Hertrich besuchte zwar viele internationale ökumenische Konferenzen, denen entsprach dann aber zu Hause kein Engagement (S. 263, 286). Das hat sich erst 1960 mit Schöffels Nachfolger im Hauptpastorenamt an der Michaeliskirche, Hans Heinrich Harms, entschieden verändert, besonders ab 1964 durch die Gründung der „Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen“ (S. 262).

Merkwürdig ist, dass die auf Schöffel folgenden Bischöfe Theodor Knolle (1954–1955) und Karl Witte (1959–1964) und selbst der junge und nur kurz amtierende Volkmar Hertrich (1956–1958) nach der Darstellung Strübels ihr Amt eher im Sinne Schöffels weiterführten, statt dass sie ihm ein eigenes Profil verliehen. Erst mit Bischof Hans-Otto Wölber (1964–1983) wurde es anders. In seinem Bischofsbericht vor der Synode in Glücksburg 1965 hieß es: „Es weht der Wind der Veränderung“ (S. 19).

Kritisch anzumerken ist: Es werden in Strübels Buch nur wenige Namen der an der Leitung der Kirche beteiligten Laien oder auch Pastoren in verantwortlichen Positionen genannt. Auf vielen Seiten aber spricht Strübel von church, churchmen, leading churchmen, church and leading churchmen, church leadership, the most leading churchmen. Weil die Namen fehlen, denkt man – sicher in einzelnen Fällen falsch – meistens an Schöffel. Hilf-

reich wären als Beigaben neben den angebotenen Tabellen und Listen auch solche über die namentliche Zusammensetzung des Landeskirchenrats oder späteren Kirchenrats gewesen, abgesehen von einer Bischofs- und Hauptpastorenliste dieser Jahre, vielleicht auch einer Liste der Pastoren und Vikarinnen bzw. Pfarrvikarinnen.

Unverständlich ist, dass die Hauptpastoren – so die Verfasserin – scheinbar überhaupt keine kirchenleitende Bedeutung haben. Das bischöfliche Leitungsamt als Amt der Verkündigung und auch der Seelsorge spiegelt sich nur schwach wider, dafür um so mehr das bischöfliche Amt in der öffentlichen und oft sehr persönlichen Administration. Kann das alles gewesen sein? Ebenso verwunderlich ist, dass die Professoren der Theologie an der Universität Hamburg in dieser Studie kaum eine Rolle spielen. Die Neugierde auf die Themen und Probleme, die in den Kirchengemeinden, in den Hauptkirchen oder in den Bildungseinrichtungen der Kirche zeitgleich verhandelt wurden, wird nicht zufrieden gestellt. Es sieht so aus, als habe es in den von Strübel vorgestellten Jahren in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Hamburg keine offenen Konflikte gegeben. Nur der sehr ausführliche Abschnitt über die Ökumene in der Hansestadt (S. 240–287) schildert Auseinandersetzungen, belegt die Beteiligung vieler engagierter Christen und Gemeinden und nennt ihre Namen.

Strübel zeigt eine bewundernswert intime Kenntnis der Person Simon Schöfels, seiner Rolle und überragenden Bedeutung für die Nachkriegsjahre. Ihrem kritischen Urteil über die Versäumnisse der „Churchmen“ jener Zeit im Blick auf ihr Leben und Reden im Nazistaat ist nur zuzustimmen. Die Auseinandersetzung wurde nicht nur vermieden, sie war absolut nicht gewollt. Beschönigen und Entschuldigen statt Bekennen war angesagt.

Gespannt ist man nach der Lektüre auf eine Fortsetzung. In den folgenden Jahren nach 1965 wehte in der Hamburger Landeskirche, solange es sie denn gab, ja nicht mehr allein ein Wind der Veränderung, sondern es ging über lange Perioden hin reichlich stürmisch zu.

Claus Jürgensen

Alexander Erdmann, Deutsch-deutsche Kirchenpartnerschaften vor und nach der Wende 1989/1990. Das Beispiel der Landeskirchen Pommern und Nordelbien. In: Zeitgeschichte regional, Sonderheft 1. Rostock, Ingo Koch Verlag 2006, 138 S., Photos und Abb. ISBN 3-938686-85-5

Der Verfasser, dessen Dissertation als Pilotstudie zu verstehen ist, untersucht akribisch – soweit Material vorhanden – und einfühlsam – wenn Interviews